

47.26



Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 10.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1926.

Das Wiiten und Burgbrennen.*

Von Professor Dr. R. Stuhl.

Pfingsten, das liebeliche Fest liegt hinter uns. Längst grünt und blüht wieder Feld und Wald, Busch und Heide. „Festlich heiter glänzt“ der Himmel und farbig die Erde.“

Wir nähern uns der hohen Zeit des Jahres, der Sommer Sonnenwende. Bald steigt man im mittleren und südlichen Deutschland wieder hinauf auf die Berge, um die „Simmelfeuer“, wie es früher hieß, anzuzünden, und Burche wie Mädel springen im Rundgange über das Johannisfeuer. Die Sonne selbst tut, wie man früher sagte, an diesem Wendepunkte ihrer Laufbahn drei Freuden Sprünge.

Der uralte Brauch der altväterlichen Religion, die unserem deutschen Volke noch tief im Blute liegt, erinnert an ein merkwürdiges Wort der Friesensprache: Das Wiiten.

Freilich nennt man so heute wohl nur noch die Opfer- und Freudenfeuer, die man am 21. Februar in den heiligen Haagen (heiligen Sägen) auf den Götterhügeln anzündet, um „den Winter zu verbrennen“, zu denen wochenlang die Knaben Holz, Abfälle und die Weihnachtsbäume sammeln, um dann alles zu einem Riesenhügel aufzuschichten und dann am Peterstag den großen Strohmann, der den Winter darstellt, unter Gallo und Spottliedern in die prasselnde Glut zu werfen. Daß aber der Ausdruck: „Wiite“ ursprünglich nicht auf dieses Frühlingsfeuer beschränkt war, zeigt uns der Ruf, der nach Arntiel (die cimbrische Seidenreligion) mit den Flammen emporstieg: „Wiite tare, Wiite tare!“ Man hat dieses Wort: „Wiite“ auf den Germanengott, den Wodan, bezogen und den Ruf mit „Wodan zehre!“ gedeutet. Allein diesen Sinn kann das Wort nicht haben. Vielmehr erkennen wir in demselben die ältere Lautform für den mundartlich abweichenden Ausdruck: Wiite. Mit einem Wort: Wiite = Wiite ist das Opfer, das „Weihum“.

Natürlich richtet sich der Ruf an den Himmelsgott, den Gott des Lichtes, nach dem, wie früher dargelegt wurde, der „Tür-Lürs“-Hügel bei Bramstedt seinen Namen bekommen hat, wo der gleiche Brauch geübt wurde und der Ruf lautete: „Tür Lür! Böt Für!“, d. h. „Gott des Lichtes! Zünd Feuer an!“ Es ist damit das sogenannte „Rothfeuer“ (Rotsfeuer) gemeint, mit dem die Masuren in Ostpreußen früher die Erneuerung des Herdfeuers verbanden. Dieses wurde zuerst ausgelöscht, dann ein eigener Pfahl in den Boden gesteckt und so lange herumgedreht, bis er sich entzündete. Mit diesem Feuer wurden dann Scheite angebrannt und in die Häuser getragen.

Da und dort, z. B. am Chiemsee zünden die Knaben auch Lichter an dem Feuer an und laufen mit den Laternen spornstreichs zu den Höfen, um das geweihte, heilige Feuer den Hausfrauen zu überbringen und sich dafür mit Eiern, Würsten usw. belohnen zu lassen.

Wir haben es also bei dem Rotsfeuer mit einer Feuerweihe („Geweihe am Charfamtstag“) heißt es in einer Tegernseer Urkunde vom Jahre 1505) zu tun und diesem Worte Weihe, altddeutsch: Wich entspricht der altfriesische Ausdruck: Wiite = Wiite.

Die Wortstamme Wit in niederdeutscher, Wich in oberdeutscher Zunge, nhd. Weih in Fügungen wie: Weihrauch, Weihwasser, Weihbaum, Weihnacht hat auch im Altfrisischen, sodann in der nächstverwandten Sprache der Angelsachsen und im Altnordischen zahlreiche Vertreter. In diesen Sprachen lautet es bald Wig bald Wi oder We in Ausdrücken wie: Wigene (Wiene), Weihe, Wigelsa, Wielsa und Wied mit derselben Bedeutung, wilas, weihelos, ungeweiht, Witha, Reliquien (eigentlich Heiligtümer), Witheth, Eid auf die Gebeine der Heiligen, Wigbed, eigentlich Weihbett, Altar, altnordisch: weönd, Weihbände, Schnüre, mit denen

die den heiligen Sag umbegehenden Haselaustauden zusammengebunden waren usw.

Eine deutliche Ableitung hierzu ist nun auch Wiite in dem erwähnten Rufe und hier von nur durch die Verhärtung des Anlautes verschieden ist Wiite. Es ist also damit das „Heilige“ (sacrum), das der Gottheit geweihte Tier geweiht, welches Opfer die Gottheit gnädig anzunehmen angefleht wird. Eine genau entsprechende Benennung des Opfertieres ist im alten Latein: victima, die sich resülos nicht aus dem Latein, sondern nur aus dem Anglosfriesischen erklärt. Das Grundwort — tima, deckt sich mit dem agf. Team, altfriesischen Tam (Tom), die Frucht, der Stamm, das sowohl von Menschen wie von Tieren gebraucht wird. Es heißt: „Kinder fan en Tom“ nd „Wiggen (Fertel) fan de erste Tam“ (dem ersten Wurf). Wir besitzen auch im Schriftdeutschen den Ausdruck noch in der Wortfügung: Ungetüm, womit man ursprünglich, wie mit dem Worte: Ungeziefer im Gegensatz zu Geziefer, agf. Zebur, agf. Zieser, Opfertier, ein zum Opfer nicht geeignetes Tier bezeichnete.

Wigge mit der Bedeutung: Fertel aber ist offenbar dasselbe Wort wie das altfriesische: Wiite und wie Wiite in dem Rufe: Wiite tar! also eigentlich das Geweihte (altfries. „Gwige“), das Opfertier (victima, sacrum). Es mag genügen, daran zu erinnern, daß man als Sühneopfer, um die Gottheit zu versöhnen, vorzüglich Schweine opferte, weshalb im Altfrisischen die Schweineherde geradezu: „Son“ oder „Sonnering“ und in der langobardischen Sprache der Sühneher: „Sonorpair“ hieß. Und im Latein wird piaculum, eigentlich Sühnemittel geradezu für Schwein gesagt. Es ist eine Ableitung von dem Zeitwort pio, ich jähne, dem wiederum altfries. wia (wiga), ich weibe buchstäblich mit der gleichen Verschiebung des Anlautes, die wir in Wiite = Wiite kennen gelernt haben, entspricht. Nur die verschiedene Schreibung hat bisher gehindert, diese Zusammenhänge zu erkennen.

Höchst merkwürdiger Weise riesen noch im 17. Jahrhundert die Nordfriesen nach demselben Reigen während des Wiitens im „rauchen Soldatenlatein“, wie Arntiel sagt: O Jova tuta me — a vi avoca me! (O Gott schütze mich, vor Gewalt behüte mich! und heißt im ältesten Latein eine Gottheit mit rächender Gewalt, die dem Jupiter gleichgestellt wird: Vefovis oder Vediovis (auch Vedius). Es kann nicht dem mindesten Zweifel unterliegen, daß dieses Wörtchen: Ve in dem Namen der Gottheit aus derselben Quelle stammt wie das ve in weönd, die Weihbände und wie nhd. Weih in Weihbrunn (mundartlich: Webrunn, vgl. Schmeller, Baio. Wfb.), so daß also damit der „heilige Gott“ bezeichnet wird.

Und noch in einem anderen weltberühmten Namen verbirgt sich dieses aus arisch-germanischer Sprachquelle stammende Veiwort, wofür wir jetzt lieber „heilig“ gebrauchen.

In einer seiner letzten Schriften hat A. F. J. gezeigt, daß in Delphi alle neun Jahre ein Fest gefeiert wurde, bei dem ein burgähnliches hölzernes Gebäude errichtet wurde. Dorthin führten Männer aus einem delphischen Geschlechte einen den Apollon darstellenden Knaben. Mit Fackeln zündeten sie das Gebäude an, stießen den davorstehenden Altartisch um und ergreifen dann die Flucht. Daran schließt sich eine Zerfahrt des Knaben mit darauffolgender Sühnung. Die Burg hieß Ilios oder vielmehr ursprünglich: Wilios. Diese Lautform ist durch das homerische Versmaß sichergestellt; so vor allem in den bekannten Versen:

„Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios (Wilios) hinsteht, Priamos selbst und das Volk des lauzenfundigen Königs!“

(Ilias 4, 164 f.)

Nach dem, was früher über den Tür-Lürs-Hügel und den Namen des Sonnengottes der Griechen: Helios (bei Homer: Hewelios, d. i. Himmelslicht) gesagt worden ist, ist der Name: Wilios klar und eindeutig. Er bedeutet nichts anderes als „heiliges Licht“ und ist mit demselben Grundworte zusammengefaßt, das auch in dem Namen des griechischen

* Wegen Raummangels verspätet.

Sonnengottes fleht. Es ist das altnordische *ljós*, schwedisch *ljus*, das Licht. Als man die Silbe „Wi“ nach dem lautgesetzlichen Abfall des *W* nicht mehr recht verstand, setzte man dem Namen das Wort: *híve*, d. i. die heilige (altfriesisch: die hülche), vor, wie wir von der „heiligen Weihnacht“ sprechen, ohne gewöhnlich daran zu denken, daß der Begriff der Heiligkeit schon durch das „Wei“ ausgedrückt ist.

Ohne Zweifel galt das Fest in der nordischen Urheimat der Griechen dem Siege des Licht- und Sommergottes über den Winter, den der alte Priamos versinnbildet, der in der Erzählung von Ilions Fall von Pyrohos, dem Sohne des Achilleus, am Altare des Zeus erschlagen wird. Priamos ist eine Weiterbildung des Namens Paris (ursprünglich Parisamos, Prifamos) und dieser, der Räuber der Helena, ist der „Wriße“ oder Winterteufel, den der Sommergott überwindet.*)

So entspricht die heilige Handlung zu Delphi genauestens dem moseländischen Burgbrennen, das auf dem Hunsrück und der Eifel bis zum Ausbruch des Weltkrieges alljährlich stattfand. Es wird auch das „Burgfeuer“ oder „Sünnenfest“ genannt.

Am ersten Sonntag in der Fastenzeit, dem sogenannten Burgsonntag oder auch nach der Fastenzeit sammelte die Dorfgemeinde das „Malburgweich“ (vgl. den Ausdruck: Weich mit Wille!) d. h. Stroh und Reisig und häufte sie auf dem nächsten Berge oder Hügel auf. Bei Einbruch der Dämmerung ging dann groß und klein, alte Volkswesen singend, zur „Burg“ und setzte diese unter dem Rufe: „Die Burg brennt!“ in Flammen, wobei sie fröhlich um sie herum tanzten. Darauf versammelten sich die Teilnehmer an der Feier im Hause desjenigen Dorfbewohners, der ebensfalls seine Hochzeit gefeiert hatte, zu einer mit Gesang, Tanz und Bewirtung verbundenen Nachfeier.

*) Wriße ist die alte Form für Riese, die mit dem Namen der Friesen zusammenfällt.

Das Nonnenkloster zu Osterholz im Wandel der Zeit.

Mitgeteilt von E. Behrens (Weberstedt).

Der Erzbischof von Bremen Hartwig II. ist als der eigentliche Gründer des Nonnenklosters in Osterholz anzusehen. Hartwig war ein aus Uthlede an der Weser (Kreis Oestermeinen) gebürtiger Edelmann und gehörte wahrscheinlich dem alten adeligen Geschlechte der Rurik von Uthlede an, das noch um 1372 erwähnt wird. Er hatte zuerst am Hofe Heinrich des Löwen als Geheimschreiber gelebt und war später durch den Einfluß seines Herrn Mitglied des bremischen Domkapitels geworden. Die einstimmige Wahl des Kapitels ertor ihn zum Erzbischof, und Kaiser und Papst bestätigten ihn.

An der Stelle, wo jetzt die Kirche zu Osterholz steht, wurde vor 740 Jahren der dunkle Wald gelichtet und ein christliches Gotteshaus errichtet, dessen Dach mit dem Kreuzeszeichen geziert wurde. Welchem Zweck sollte es dienen? Durch Predigt und Unterricht sollte dem Christentum freundliche Aufnahme verschafft werden. Gewiß war die erste Anlage nur klein. Ein einfaches Haus, aus rohen Baumstämmen gezimmert, mußte als Wohnung dienen; aber die Anlage wuchs. Jungfrauen von der Ordensregel des heiligen Benedikt von Nursia zogen ein. Hier in diesem Kloster, das nach und nach mehr oder weniger Versorgungsanstalt für die unvermählten Töchter des Adels wurde, konnte nach der von Kaiser Ludwig dem Frommen entworfenen milderen Ordensregel gelebt werden.

Eine der vielen Abzweigungen des verweltlichenden Benediktinerordens war der Zisterzienser-Orden. Da die Zisterzienser sich von den anderen Abzweigungen der Benediktiner dadurch unterscheiden, daß sie sich freiwillig unter die bischöfliche Jurisdiktion stellten, so war es zu verstehen, daß der Stifter, Erzbischof Hartwig von Bremen, in das neue Kloster zu Osterholz die Regel von Zisterzium einführte. Wir müssen also das Kloster zu denjenigen Nonnenklöstern rechnen, die die Zisterzienserregel annahmen, aber von dem Orden nicht als zu ihm gehörig angesehen wurden. Da der Erzbischof des Sprengels die Aufsicht führte und innere Anordnungen traf, so gehörte das Kloster Osterholz nicht wirklich dem Ordensverbande der Zisterzienser an, sondern dem der Benediktiner.

Der Besitz und Reichtum sowie das Ansehen des Nonnenklosters Osterholz wuchsen von Jahr zu Jahr. Schon 1285 kaufte es von Bernhard von Scharmede (Scharmbed!), einer Familie, aus der später das Geschlecht Sandbed hervorging, für 17 Mark gewogenen Silbers seine Güter „tho dem witten Sande“, belegen an der jetzigen Bahnhofstraße in Scharmbed. 22 Urkunden, die fast sämtlich in lateinischer Sprache geschrieben sind, berichten von Verläufen von Kämpfen, Hofstellen im Moor und in Benningbüttel, von Zehnten in Oldenbüttel, von Grundstücken in Westerbed, Wistedt, Scharmbed, Waalkhausen. Auch durch Verleihe und Schenkungen mehrte sich der Klosterbesitz, zu dem seit 1470 die Herren von Sandbed wesentlich beigetragen haben.

Die Hauptbeschäftigung der Klosterfrauen war das Gebet, die Teilnahme am Gottesdienst und die Versenkung in die Geheimnisse des christlichen Glaubens. Daneben ging eine Beschäftigung mit Handarbeit her. Das Nonnenkloster hatte seine Küsterin, Kellermeisterin, Subpriorin, Priorin, Siechmeisterin, Sängerin, Kämmerin, und Abtissin. In ihrer Hand lag die Klosterzucht, und nur den Visitatoren war sie verantwortlich.

So liefen Jahrhunderte still, unberührt, unbeeinflusst von den Bewegungen und Stürmen der Zeit über die Spulen des eintönigen klösterlichen Lebens dahin.

Auch Osterholz öffnete — gegen den Willen des Erzbischofs — der Reformation seine Pforten. Die Klosterfrauen in Osterholz blieben nach dem Uebertritt im ungestörten Besitz ihres Heims. Die äußeren Formen des mittelalterlichen Klosterlebens blieben bestehen, aber evangelische Predigt und Seelsorge trat an die Stelle des katholischen Gottesdienstes.

Erst der nach Beendigung des 30jährigen Krieges im Jahre 1648 zu Münster und Osnabrück geschlossene Friede brachte dem Kloster Osterholz eine Veränderung. Das Herzogtum Bremen verlor seinen Landesherrn und wurde mit dem Herzogtum Verden dem Königreiche Schweden zugesprochen. Hier regierte damals die Königin Christine, die Tochter des Königs Gustav Adolf. Der Landeszunach wurde von der kurzschichtigen Königin teils an Feldherrn und Staatsdiener, teils an Leibärzte und Hofbediente — verschenkt! Der Graf Königsmark erhielt die Ämter Rotenburg und Neuhaus, General Wrangel bekam Bremervörde, Reichsrat Salvius das Amt Harfefeld, General Douglas das Kloster Zeven, der Reichsrat Rosenbahrn das Amt Hagen, und mit dem Kloster Osterholz wurde 1650 der Landgraf Friedrich von Hessen-Eichwege, der Gemahl der Schwester des Königs Karl Gustav, belehnt. Damit war das Kloster säkularisiert, und die Äbtissin und die Konventualinnen erhielten eine Abfindung. Die Äbtissin von Marschall erhielt lebenslänglich freie Wohnung und jährlich 230 Taler, die übrigen Schwestern freie Feuerung und 100 Taler jährlich.

Durch die sogenannte Reduktionskommission wurde später die Belehnung von Osterholz für ungültig erklärt. An die Landgräfin erinnert noch ein der Kirche in Scharmbed geschenkter silberner Kelch mit schwacher Vergoldung, der noch heute in Gebrauch ist.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts lebten im Kloster Osterholz noch fünf Konventualinnen. Sie erhielten die ihnen bewilligten Revenuen aus der Amtskasse. Die letzte Konventualin, ihrerzeit die älteste im Herzogtum Bremen, hieß Meit Anna von Marschall und ist im Jahre 1714 im Alter von 87 Jahren gestorben.

Die Klostergebäude waren um diese Zeit sämtlich verfallen und mußten 1736 einem neuen steinernen Amtshause weichen.

Von Wölfen und Wolfsjagden.

Im Bedlinger Holz bei Fallingb. steht der Wolfstein. An dieser Stelle wurde im Jahre 1872 der letzte Wolf in Niedersachsen vom Förster Grünwald geschossen. Damit verschwand wieder ein gefürchteter Räuber aus Nordwestdeutschland; Bär und Luchs waren ihm schon vorausgegangen. Der Wolf war von den dreien am beweglichsten und konnte sich dem Menschen mit seinen immer mehr sich entwickelnden Jagdgeräten und Werkzeugen am leichtesten entziehen.

Auch in unserer engeren Heimat und weiterhin im ganzen Herzogtum Bremen war der Wolf in früheren Jahrhunderten ein bekanntes und gefürchtetes Raubtier. Er wagte sich damals sogar in die Nähe unserer großen Wohnplätze. Es wird berichtet, daß um 1070, als Erzbischof Adalbert von seiner stolzen Höhe herabgestürzt war und durch seine Mißwirtschaft Bremen an den Rand des Verberbens brachte, vor den Toren der Stadt die Wölfe herdenweise heulten. Besonders zur Zeit der großen Kriege nahm die Wolfsplage so überhand, daß große Rudel dieser Räuber die Moore, Seiden und Wälder durchstreiften, das Vieh heunruhigten und wegschleppten. Da mußte man das Vieh in sichere Versede bringen. Noch heute erinnern mancherlei Orts- und Flurnamen an diese Tatsache. In der „Wulfsborg“ bei Osterholz suchte man hinter einem Erdwall das Vieh vor den Wölfen zu bergen. Auch bei Samberg soll (nach Goldbeck) ein mit Wall und Graben umgebener Bergeort gewesen sein, in den man nachts die Pferde trieb, um sie vor den Wölfen, die die Gegend unsicher machten, zu schützen. In manchen Gemarkungen finden sich noch Flurnamen wie „Wolfsbusch“, „Wolfsbruch“, „Wolfskule“ usw. Auch „Wulfsböfe“ gibt es. Dagegen hat der Name des Ortes Wulfsbüttel, der auch oft „Wulfsbüttel“ genannt wurde, nichts mit dem Wolfe zu tun. „Wuls“ kommt her von Wohl, Wald; „Büttel“ bedeutet Siedlung, Bau. Auch Wulsdorf bedeutet Dorf im Walde.

Die Chroniken und mündlichen Ueberlieferungen berichten davon, daß auch der Mensch vor dem Wolfe nicht sicher war. Hier mögen zwei Geschichten dieser Art aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges (1618 bis 1648) wiedergegeben sein. Sie sind der Boffeschen Chronik entnommen.

In St. Jürgen ging um jene Zeit ein Mädchen aus, um nach einem benachbarten Dorfe einen großen Brautkessel zu bringen, den man von da geliehen hatte. Sie war auf halbem Wege dahin, als sie zu ihrem größten Schrecken nicht weit von sich einen Wolf erblickte, der in furchterlichen Sähen auf sie zu kam. Menschenhilfe war entfernt, und sicherlich wäre sie vom Wolf zerrissen worden, wenn der Kessel nicht ihre Schutzmauer gewesen wäre. Mit schneller Geistesgegenwart deckte sie ihn über sich und drückte ihn so fest zur Erde, daß alle Anstrengungen des Wolfes, ihn umzustößen, vergeblich waren, obgleich er sich über eine halbe Stunde babel aufhielt. Endlich schlug die Stunde der Befreiung; bewaffnete Bauern kamen herbei, die glücklicherweise aus der Ferne die Gefahr des armen Mädchens bemerkt hatten, verschuchten den Wolf und erretteten sie aus ihrer Todesangst.

Bei Ritterhude fuhr ein Bauer mit seinem zweispännigen

Wagen auf's Feld. Kaum hatte er das Dorf hinter sich, als er von einem Wolf verfolgt wurde. Er sah wohl ein, daß Flucht nichts nützen würde, wenn er nicht so schnell wie möglich wegreiten könnte. Das Messer aus der Tasche ziehend, ratschte er schnell die Stränge seines Pferdes auf und gelapperte davon. Das andere, einen Hengst, überließ er seinem Schicksal. Bleich vor Schrecken erreichte er das Haus und setzte sich, sein Abenteuer erzählend, in die sichere Stube. Bald darauf hörte man Wiehern vor der Haustür; man lief hinaus, und siehe! — der alte tapfere Hengst lag da, aber schwer verwundet und von Blut triefend. Er hatte den Wolf überwunden, ein glücklicher Schlag auf den Kopf hatte ihn getötet. Der Hengst erholte sich nach und nach wieder; wurde dem ungetreuen Bauer aber so falsch, daß dieser ihm nicht nahen konnte, ohne von ihm gebissen und geschlagen zu werden.

Um dieser Wolfsplage zu begegnen, legte man Wolfsangeln, grub Wolfsfallen und fing den Wolf mit Netzen. Die Wolfsangel — war damals ein wichtiges Jagdgerät und wurde in späteren Zeiten in Hannover das Zeichen des Forstfaches. In Uniform und Hirschfänger trugen die Forstbeamten dieses Zeichen. Die Fallgruben überdeckte man lose mit Gebüsch und hegte sie leicht ein, so daß ein Mensch sie erkennen konnte. Die Wolfsneze wurden aus starkem Hansgarn geknüpft. Vielfach waren die Meier ihrer Herrschaft zur Lieferung solcher Neze verpflichtet, oder sie mußten doch wenigstens das Garn dazu liefern. Auf dem Boden der Kirche zu Beverstedt befand sich ein großes Wolfsnez, wie die Kirchenrechnung aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges ausweist. Zum Verschrecken oder auch zum Regemachen des Wolfes dienten die Wolfstrommeln, von denen sich am Ende des 17. Jahrhunderts noch zwei in St. Jürgen befanden. Sie wurden allerdings damals dazu gebraucht, ein zu copulierendes Paar mit Befügung anderer klingenden baurischen Instrumenten und gräulichem Umzuge zur Kirche zu begleiten. Ueber den Verbleib der beiden Trommeln berichtet die St. Jürgener Chronik weiter: „Die erste Trommel hat laut Aussage eines besährten und verständigen Mannes der sel. Herr Pastore Strub (1680—1693) in einem gerechten Eifer vertilget, als an einem Sonntage, da er noch auf der Kanzel gestanden, ein solches Brautpaar sich zur Trauung eingefunden, der Trommelschläger aber in der Kirche immer sein Gespiel gerührt. Die zweite hat der noch jezt (am Ende des 18. Jahrhunderts) hieselbst lebende Küsters Vater mit Füßen zusammengetreten, als er auf einer Hochzeit mit dem Trommelschläger in Streit geraten.“

*

War die Wolfsplage allzuschlimm, so wurde eine Wolfsjagd angeordnet. Die Meier mußten als Treiber dienen und auch die nötigen Hilfsmittel mitbringen. Die Herrschaft zog bewaffnet aus. Der Unterrichter Claus Arfmann in Scharmbed setzte am 21. September 1692 ein „Verzeichniß, was des Unterrichters Diensten anbelangt und was von Alters her gebräuchlich gewesen“ auf. Da liest man: „Wann eine Wolfsjagd angestellt werden soll, muß der Unterrichter an dem Orte, an dem die Wolfsjagd soll gehalten werden, Manzahl halten und die nicht Erschienenen ins Bruchregister schreiben bis zum Landgerichte.“ Am 31. Mai 1641 ward im bremischen Amt Blumenthal und im Gerichte Lesum eine Wolfsjagd befohlen, an der alle Männer bei zehn Taler Strafe sich beteiligen mußten. Es ging durchs „Lange Holz“ gegen Stendorf, wo man „zwo Unthier“, einen Wolf und eine Wölfin, auf einem Plaze am Beerwege tötete. Sie wurden gestreift, die Körper an einen Baum gehängt, und die Lesumer Jäger erhielten vorheriger Verabredung gemäß, weil die Wölfe im Lesumer Gerichtsbezirk erlegt waren, die Bälge. (Nach Salenbed.) Die Abeligen unserer Gegend unternahmen in der Folge öfter gemeinschaftliche Jagden. So wurden auch in den Jahren 1670 und 1671 Wolfsjagden in dem Gebiete zwischen Lesum und Osterstade abgehalten. Sie waren sicher notwendig wegen der umfangreichen Wälder dieser Gegend, die den Wölfen gute Schlupfwinkel boten.

Mehr als hundert Jahre dauerte es, um die in den wilden Zeiten des Dreißigjährigen Krieges hier seßhaft gewordenen Räuber zu vernichten. Aus dem 18. Jahrhundert berichten die Akten des Staatsarchivs zu Hannover, noch von weiteren Maßnahmen gegen die Wölfe. Danach mußten im Jahre 1727 die Meier im Amte Himmelpforten noch Geld und Hanf liefern zur Anschaffung von Wolfsgarnen zur Jagd. Am 10. März 1740 teilte die Regierung mit, daß in der Börde Lamstedt ein Wolf Schafe zerrissen habe, und daß an anderen Orten des Herzogtums Bremen seien Wölfe gesehen worden. Es wurde deshalb auf den 16. März für eine Anzahl Nemter eine allgemeine Wolfsjagd angeordnet, so auch für Osterholz, Sandbed, Casselbruch und Schwanebede. Jeder, der ein Gewehr hatte, mußte mit geladenem Gewehr antreten, die anderen mit Eiser, Forken oder Staken. Am 16. Januar 1755 wurde wieder eine allgemeine Wolfsjagd abgehalten, aber noch 1756 streifte im Amte Himmelpforten ein Wolf, der an mehreren Orten Fohlen und Pferde gefressen oder zerrissen hatte. Auf die Erlegung desselben wurde ein Preis von 100 Mark ausgesetzt. Bei Leben wurden noch bis zum Jahre 1780 Prämien für erlegte Wölfe ausbezahlt. Auch in den folgenden Jahrzehnten mußten noch einzelne Wölfe wieder in unsere Gegend herübergewechselt sein. Im Jahre 1847 fand dann die letzte Wolfsjagd in unserer Nähe statt, nämlich im Hollerlande bei Bremen. Es wird allerdings nicht berichtet, ob man wirklich einen Wolf vor sich hatte.

Wölfe und Wolfsjagden gehören in unserer Heimat der Vergangenheit an. Der Jäger wird den Räuber auch nicht vermissen. Vielmehr wird er sich freuen, daß nunmehr ein mehr oder wenig großer Rehbestand, der unter der Herrschaft des Wolfes nicht möglich war, in unsern Wäldern gehegt und gepflegt werden kann.

H. Ritschen (Scharmbed).

Der vorweltliche Zustand Norddeutschlands.

M. L. Wenn nicht ganz besondere katastrophale Kräfte wirksam sind, geht die Veränderung der Erdoberfläche und damit gleichzeitig die Umbildung der Landschaft in einem so langsamem Zeitmaß vor sich, daß die menschliche Beobachtung sie überhaupt kaum wahrnimmt. Die Erdoberfläche, die Deutschland umfaßt, erhielt ihre letzte und entscheidende Form vornehmlich in der Diluvianischen Eiszeit. Da aber seitdem, d. h. seit der letzten Vereisung mindestens 15 000 Jahre vergangen sind, und im Laufe dieser Zeit keine Naturkraft die Oberflächengestaltung der deutschen Erdoberfläche wesentlich verändert hat, kann man, wenigstens, was ganz Norddeutschland betrifft, dieses Stück Erde also tatsächlich als vorweltliche Landschaft der Erdoberfläche betrachten. Kräfte, die die Erdoberfläche mehr oder weniger verändern, sind zwar auch in der letzten vorweltlichen Landschaft unablässig am Werke, aber ihre Wirkung geht so langsam vor sich, wenngleich die Kräfte dieselben sein können, wie jene, durch deren zerstörende oder aufbauende Wirkung die Oberfläche einer Landschaft einst zustande kam, daß sie unserer Beobachtung so gut wie völlig entgeht.

Nach den Feststellungen des Geologen Salomon dürfte der „vorweltliche“ Zustand Norddeutschlands wohl auch noch eine gute Weile andauern, denn wirklich entscheidende formenschaaffende Veränderungen der Oberfläche toter Landschaften gehen niemals langsam vor sich, die Natur ruht vielmehr „lange aus und konzentriert dann ihre Anstrengungen auf relativ kurze Zeiträume“. Keine Zerstörung oder Aufbauung von Katastrophen eintreten, die etwa die ganze Erde beeinflussen. Starke Erd- und Seebeben, das Austreten oder Zurückweichen des Meeres oder auch nur örtlich auftretende Klimaveränderungen können ebenso gut Oberflächenveränderungen der Erde bewirken. Schon ein starkes Flußhochwasser z. B. kann im Verlauf kürzester Zeit mehr Veränderungen nach sich ziehen als die Wirksamkeit des normal fließenden Gewässers im Laufe eines ganzen Jahres. Die Geschichte der Erde hat gezeigt, daß bisher immer Zeiträume mit ganz großen katastrophalen Veränderungen mit kleineren abwechseln, worauf dann immer lange Ruhepausen folgen, und auf diese Weise wird denn das, was durch die Naturkatastrophe entsteht, in der Ruhezeit wieder erhalten, bis einmal wieder durch eine gewaltige Veränderung und binnen verhältnismäßig kurzer Zeit Neues geschaffen wird.

In der Gestrüpp-Heide.

Manche Heide, die heute baum- und strauchlos ist, war früher bewaldet, und zwar vorwiegend mit Eichen in Form von Stübbusch und Bäumen von geringer Höhe. Auch Zitterpappeln und Faulbaum gehörten dieser Heide an, die in Schleswig-Holstein Reatt-Heide heißt. Diese Gestrüpp-Heide zeichnete sich durch eine farbenprächtige Pflanzenwelt aus und unterschied sich dadurch scharf von anderen Heiden. In unserer engeren Heimat können zwei Gebiete dazu gezählt werden, nämlich das große Heidegebiet im Kreise Lehe mit Neuenwalde als Mittelpunkt und die Dereler Heide im Kreise Bremervörde.

Wer diese Gebiete durchwandert, trifft auf Pflanzen, die zum alten Stamm unserer Flora gehören und das Interesse jedes Naturfreundes erregen. Erste Pflicht für jeden ist es darum, die letzten Reste dieser Pflanzenwelt zu schonen.

Im folgenden will ich kurz die typischen Pflanzen dieser Gestrüpp-Heide aufzählen. Der Frühling ist gekommen. Noch ist das Heidekraut braun, und am Stübbusch zittern verweltete Blätter. Durch frisches Grün erfreuen Bärentraube und flacher Bärkapp. Erstere ist ein wintergrüner Strauch, der am Boden kriecht und im Sommer rote Beeren trägt. Der flache Bärkapp, einer kleinen Zypresse nicht unähnlich, zeigt noch die welken Kolben des Vorjahres und bildet große Ringe in der Heide, die der Volksmund Hegenringe nennt.

Die Sonnenwärme zaubert den ersten Frühlingschmuck in die Gestrüpp-Heide. Das Rakenspfötchen (Frühlingsruhrkraut) prangt mit roten und weißen Köpfchen, am buschigen Abhang zeigt die Bergplatterbse ihre Schmetterlingsblüten.

Die Schwarzwurzel, eine Schwester unserer bekannten Gemüsepflanzen, lugt mit ihren gelben Korbb Blüten überall aus der braunen Heide hervor. Ihr folgt Bergwohlverlei (Arnica) mit der kräftigen Blattrosette und den großen goldgelben Blüten. An dieser Stelle, wo das Feuer die Heide vernichtete, steht sie in ungeheurer Zahl. Und auch dort, wo die Heide gehauener wurde, bildet sie ein einziges Meer leuchtender Blüten.

Der Mai ist auch die Zeit der Seggen. In der Gestrüpp-Heide blühen Heide-, Frühlings-, Berg- und Pellensegge.

Jedermann kennt die schimmernden Ginster unserer Heiden, charakteristisch für die Gestrüpp-Heide ist der deutsche Ginster. Er ist mit scharfen Dornen bewehrt wie der englische; seine Blüten ragen turmartig auf und bieten dadurch ein eigenartiges Bild.

Zum schönsten Schmuck dieser Heide zählt die Grassilie, die auf schlanken Stielen schneeweiße Blüten trägt und das Entzücken jedes Naturfreundes bildet.

Im Hochsommer erhebt sich aus der Heide mit auffallend großen, leuchtend gelben Korbb Blüten das gefleckte Ferkelkraut, so genannt, weil die Blätter von mächtigen roten Adern durchzogen werden. Von den Orchidaceen ist es die Gymnadenie, die der Gestrüpp-Heide zukommt.

Auch ein Günsel gehört ihr an. Da seine Blätter dicht gedrängt stehen, heißt er in der Pflanzenkunde Pyramiden-Günsel. Er besitzt keine Ausläufer.

Von den Gartengewächsen gehört das schöne Johannisraut hierher, das in der Knospenlage rot, dann goldgelb erscheint. Auf den Wurzeln von Gräsern schmachtet die zarte Thesenpflanze.

Im Spätsommer blüht die Scharte mit den scharf gesägten Blättern und roten Korbblüten, die entfernt an die rote Flockenblume erinnern. Auch die Eberwurz blüht dann, die in der Pflanzenkunde nach Karl dem Großen Carlina genannt wird, weil eine nahe verwandte Art einst dem Heere des Frankenkönigs bei der Bekämpfung einer pestartigen Krankheit große Dienste geleistet haben soll.

Das sind im wesentlichen die Pflanzen der Gestrüpp-Heide. Die meisten von ihnen zählen in unserer Flora zu den größten Seltenheiten. Aus nabeliegenden Gründen mußte ich daher auf Angabe ihrer genauen Standorte verzichten. Wer die Heide liebt, wird sich an der schlichten Pracht ihrer Pflanzen erfreuen und sie jederzeit schonen.

Heinrich Mahler.

Die älteste plattdeutsche Dichterin.

Moswitha von Sandersheim ist zwar die älteste niederdeutsche Dichterin, aber sie bediente sich, zumal in ihren Dramen durchweg der lateinischen Sprache. Die älteste plattdeutsche Poetin ist wohl Anna Dena Hoyer, die neben Johann Wilhelm Laubenberg, dessen „Beer Scherzgedichte“ 1652 erschienen, sich im siebzehnten Jahrhundert noch allein der plattdeutschen Sprache bediente. Die Dichterin wurde 1584 in Koldenbüttel (Eiderstedt) geboren und vermählte sich 1599 mit dem wohlhabenden Staller Hermann Hoyer, der das Gut Hoyerwert besaß. Im Jahre 1622 starb schon ihr Gatte. Die Mutter kümmerte sich aber gar nicht um die Kinder, und darum mußten diese in Schweden eine Zuflucht suchen. Anna hatte sich ganz den Sektierern damaliger Zeit ergeben, deren Lehre aus Schlesien gekommen war, in Schleswig-Holstein aber vor allen Dingen von einem Flensburger Arzt in Gemeinschaft mit ihr vertreten wurde. Sie geriet nun natürlich in heftigen Streit mit den Geistlichen, die ihrer Lehre im Wege standen. Die Sammlung ihrer plattdeutschen Gedichte, die in Amsterdam herausgekommen waren, wurden bald für ein „Schandbuch“ erklärt. Die Geistlichkeit suchte die Janatiker dadurch wirksam zu bekämpfen, daß sie den dänischen König bewog, den Arzt des Landes zu verweisen. Er ging nach Hamburg. Anna schrieb nun aber ihr satyrisches Gedicht „De dänische Dörp-Pape, im korten Tüge op dürtich utstasseert, schlecht un recht von J. D. L. A.“ (1630). Ihr Sittengemälde erinnert an holländische Maler damaliger Zeit. Der Naturalismus findet sogar Anwendung, um den Leser gegen die Geistlichen aufzureizen. Zwar ist alles bei ihr Tendenz, aber hin und wieder steigt die Arbeit doch von einem Pamphlet zu einer literarischen Leistung auf. Selbstverständlich wurde die Hoyer jetzt noch ärger gehaßt. Da sie außerdem unordentlich und verschwenderisch war, mußte ihr Gut verkauft werden, und sie stand ziemlich mittellos da. Ihr Name war aber schon so bekannt geworden, daß die Königin Marie Eleonore von Schweden sie zu sich einlud und ihr den Hof Sildwied schenkte. Dort ist sie auch 1656 gestorben.

Hw.

Schleiffrillen.

Eigentümliche Zeichen an Wandentmalern.

Von Ernst Bod-Letter.

(Nachdruck verboten.)

Fast alle Kirchen Deutschlands, also auch unserer Heimat, soweit sie schon im Mittelalter standen, weisen an irgendeiner Stelle, besonders an den Türpfosten und Strebeböckeln Schleiffrillen oder Wehrillen auf, die wohl im alltäglichen Leben von den wenigsten von jeher beachtet wurden. Darum gibt es auch vorläufig noch keinen einzigen Menschen, der uns einwandfrei ihre richtige Entstehung und Bedeutung klarmachen könnte. Auch in alten Aufzeichnungen, ob Alten, Chroniken, Familienpapieren, hat man bislang noch nichts über diese Wehrillen, Wehspuren oder Schleiffrillen erfahren können. Man tappt also bei ihnen völlig im Dunkeln und kann daher nur Vermutungen über sie anstellen.

Die Schleiffrillen laufen in der Regel senkrecht, also von oben nach unten. Die Rillen sind zumeist fußlang, oben und unten schmal, in der Mitte oft bis zwei Finger breit und etwa einen Finger tief.

Sollten alte Kirchen diese rätselhaften Rillen nicht mehr aufweisen, so wäre das vielleicht nur so zu erklären, daß man diesen Kirchen die alten, verkrachten und unansehnlich gewordenen Steine nahm und sie durch neue ersetzte, wie man es z. B. deutlich am Straßburger Münster sieht, während der Dom zu Worms noch reichlich mit Schleiffrillen versehen ist.

Im Hannoverlande finden wir recht charakteristische Schleiffrillen, z. B. an einer Stelle der Kreuzkirche und besonders an der Magdalenenkirche zu Hannover, ferner an den Kirchen zu Gehrden, Ronneberg, Stadtholzen, Marktkirche zu Sameln, Patten, Lachem bei Sameln, an der Andreaskirche zu Hilbesheim, dem Dom zu Braunschweig, am äußeren Tore des Klosters zu Loccum und am Torbogen der Schaumburg im Welfertale. Selbst an weltlichen Gebäuden findet man nicht selten Wehspuren.

Ein Beispiel dafür ist das „alte Kanzlei-Gebäude“ an der Osterstraße, Ecke Breitestraße in Hannover.

Das Grabmal des „langen Christopher“, das einen Krieger aus dem Mittelalter darstellt, und auf dem Neustädter Friedhof „an der Längen Laube“ in Hannover zu sehen ist, weist ebenfalls Schleiffrillen oder Wehspuren auf, und zwar zu beiden Seiten der Figur.

Jedenfalls finden wir diese rätselhaften Rillen immer an Gebäuden und Steinen, die mit Gott und Krieg (Leben und Tod) in Beziehung stehen.

Nun die Deutung der Entstehung all dieser Wehspuren. Sie stammen ohne Zweifel samt und sonders aus dem Mittelalter; denn aus späterer Zeit würde man sonst sicher irgendwelche Nachrichten über sie vorfinden. Auch würde man vielleicht in späteren Zeiten sicherlich mit der Herstellung von Schleiffrillen fortgefahren haben, wenn sie nicht ein Produkt des Aberglaubens gerade jener Zeit des Dreißigjährigen Krieges gewesen wären.

Manche behaupten, Handwerker hätten an diesen Steinen ihre Werkzeuge geschärft. Ob das Handwerker mit dem Kunstsinne des Mittelalters wohl wirklich getan hätten? Ob das wohl Geistliche, Künstler usw. gelitten hätten?

Es hat sogar jemand behauptet, Kinder hätten mit ihren Schieferstiften diese Rillen verursacht. Hat es denn zu jenen Zeiten schon so viele Schulen und Schulkinder gegeben? Konnten Kinder denn so hoch am Gestein heraufreichen? Hätten Pastor und Lehrer solches geduldet? Spazierten die Schulkinder zum Griffspeiken extra oben auf die Berge und vor die Burgtore?

Manche Leute erklären diese Rillen auch für Geheimzeichen von Handwerksburschen und anderem fahrenden Volk.

Aus Goslar wird erzählt, daß die Dachbeder vor Beginn ihrer lebensgefährlichen Arbeit jene Zeichen eingeritzt hätten, um sich gegen den Tod zu weihen.

Und solch ein Wehzeichen wird es wohl auch gewesen sein, ausgeführt aber von den Kriegern jener Zeit, die sich durch „Ankrähen“ mit ihrer Waffe Gottes Schutz und Beistand in der kommenden Schlacht sichern wollten.

Die Sage weiß allerdings von den Wehstrammen am Dome zu Braunschweig zu berichten, daß sie von den Tagen des Löwen Heinrichs herrühren sollten.

Ob wohl jemals der Ursprung der Schleiffrillen einwandfrei festgestellt werden mag? Vielleicht bleiben sie uns ein Rätsel, das nur Vermutungen zuläßt wie bislang!

Plattdeutsche Sprichwörter.

Beten lange Tinn, sä de Bur, do kümmt he sit mit de Meßfork.
En lütt Schustar voll Glück is beter as en Wagen voll Verstand.
So dumm un drinken Boddermess to de Kaffi, wenn de Rohm darbi steiht.

De ni kümmt, ward ok ni tellt.

Dat Wieb bi'n Wort holn und den Mal bi'n Steert, is heid nix wert.
De Eier hebb'n will, mutt de Söhner er Kaskeln lieh'n.

Bermischtes.

+ Errichtung eines plattdeutschen Theaters. In Stade wird gegenwärtig nach den Entwürfen des Architekten Meyer (Altona) ein allen Bedürfnissen des neuzeitlichen Theaterbetriebes entsprechendes Theater errichtet, in dem die bekannte „Camper Speeldeel“, die seit vier Jahren in Stade plattdeutsche Werke aufführt, nur plattdeutsche Aufführungen veranstalten wird.

+ Ein altes, wertvolles Heimatgut sind unsere altniederdeutschen Volkstänze, um deren Neubelebung man mehr als bisher bemüht sein sollte. In geradezu vorbildlicher Weise hat sich Marie Peters, Schwertin in Mecklenburg, in mehr als zwanzigjähriger Arbeit besonders der altmecklenburgischen Bauerntänze angenommen. In ihrem Verlag sind auch zwölf Künstlerpostkarten erschienen, auf denen die einzelnen Tanzfiguren vortrefflich dargestellt werden, so daß es jedem ermöglicht wird, sich und seinen Kindern das alte Heimatgut der Volkstänze lebendig zu erhalten. Die Karten sind nicht nur für den Mecklenburger, sondern für alle Niederdeutschen, besonders für alle Plattentischen, von Bedeutung.

Bücherchau.

Wilhelm Schaefer, „Deichgeigen II“. Gesichte und Gesichter. Preis kartoniert geb. 2,00 Mark, in Ganzleinen geb. 3,00 Mark, erschienen im Verlag „Am Ramin“, Babelsberg. Rechtzeitig zum 60. Geburtstag des niederdeutschen Dichters erscheint diese Novellensammlung in der die hinreichende Kraft des Meeres seine magische Erziehungskraft auf die Küstenbewohner, das spukhafte und gespenstische ebenso lebendig wird, wie die Eigenart des stolzen Schlanges der Friesen mit dem unbändigen Freiheitsbewußtsein, dem Zwiespal zwischen Meeressehnsucht und Erbverbundenheit, dem Schuldigwerden aus überhäufender Lebenskraft und Besitzgier.